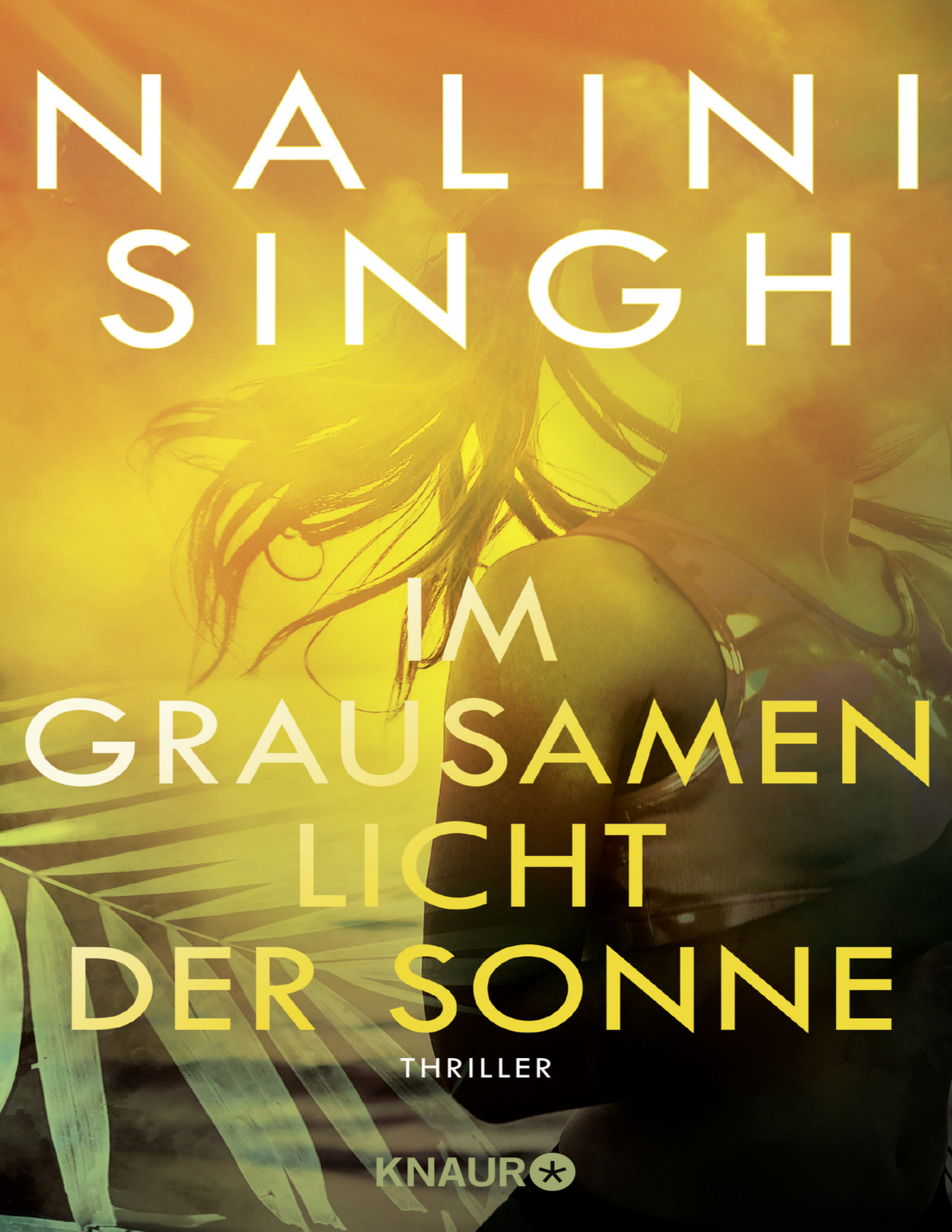


The background of the book cover is a warm, golden-yellow color with a soft, hazy texture. In the center, there is a faint, artistic illustration of a person's head and shoulders, rendered in a sketchy, painterly style. The person has long, dark hair and is wearing a dark, possibly metallic or leather, garment. The overall mood is mysterious and intense.

NALINI
SINGH

IM
GRAUSAMEN
LICHT
DER SONNE

THRILLER

KNAUR*

Nalini Singh

Im grausamen Licht der Sonne

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch von
Katharina Naumann

Über dieses Buch

Nach acht langen Jahren wagt Ana es endlich, in ihr Heimatdorf Golden Cove an der rauen Küste Neuseelands zurückzukehren. Nichts scheint sich dort verändert zu haben – bis auf Will, den neuen und einzigen Cop im Ort, wie Ana auf der Flucht vor seiner Vergangenheit. Als die junge Miri nicht von ihrer üblichen Joggingrunde zurückkehrt, macht sich das ganze Dorf auf die Suche, ohne eine Spur des Mädchens zu entdecken. Und Ana wird bewusst, wie sehr die Dinge tatsächlich beim Alten geblieben sind: Wer auch immer für Miris Verschwinden verantwortlich ist – er muss aus Golden Cove stammen!

Inhaltsübersicht

DER ERSTE STURZ

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

54. Kapitel

55. Kapitel

56. Kapitel

57. Kapitel

58. Kapitel

59. Kapitel

60. Kapitel

61. Kapitel

62. Kapitel

63. Kapitel

64. Kapitel

65. Kapitel

Epilog

Dank

DER ERSTE STURZ

Sonnenschein.
Das war sie.

Sonnenschein.

Hell. Etwas, das lebte. Etwas, das brennen konnte.

Und dieses Herz, es schlug nur für sie.

Es hätte für sie morden können.

Für die Liebe. Für den Sonnenschein.

1

Sie kam zweihundertundsiebzehn Tage nach der Beerdigung ihres Ehemanns zurück. Seine schwangere Geliebte hatte während der Beisetzung so laut geschluchzt, dass sie sich übergeben musste. Anahera hatte mit steinernem Gesichtsausdruck auf den glänzenden Mahagonisarg hinabgestarrt. Sie hatte ihn ausgesucht, weil sie wusste, dass Edward genau so etwas gewollt hätte. Schlichte Eleganz und Geld, das man nicht herzeigte, das war Edward gewesen. Der Schein war wichtiger gewesen als alles andere.

Seine Freunde hatten sie mitleidig angesehen, weil sie glaubten, dass ihr Kummer so groß sei, dass sie nicht einmal mehr weinen konnte.

Und die ganze Zeit hatte Edwards Geliebte geschluchzt. Niemand kannte sie.

Anahera hatte nicht erklärt, wer diese Frau war.

Und sie hatte nicht geweint. Damals nicht. Und danach auch nicht.

Jetzt fuhr sie in dem dunkelgrünen Jeep, den sie unbesehen über das Internet gekauft und zum Flughafen hatte bringen lassen, zum letzten Halt auf ihrer langen Flugreise aus London.

Christchurch, Neuseeland.

Ein Land am Ende der Welt. So weit im Süden, dass sie nicht überrascht war, als ihr Pilot auf ein Frachtflugzeug zeigte, das für eine Forschungsstation in der Antarktis beladen wurde.

Wie viele Stunden war es her, seit sie durch das Abfluggate in Heathrow gegangen war?

Sechsenddreißig? Achtunddreißig?

Irgendwann zwischen gestern und morgen hatte sie den Überblick verloren. Zwischen dem grauen Nieselregen einer Stadt voller Theater und Museen und dem kalten Sonnenlicht eines kaum zivilisierten Landes, das irgendwo im Ozean schwamm.

Edward hatte Städte gemocht.

Er und Anahera waren nie zusammen durch diese so ursprüngliche und ungezähmte Landschaft gefahren deren Bäume aus uralten Samen gewachsen waren, und deren Farne riesig und hoch standen und das Lied der Heimkehr sangen.

Tauti maki, hoki mai.

Und dieser Moment, ein Flüstern am Ende ihrer Reise, als sie auf einer zerklüfteten Klippe stand und auf die aufgewühlte See unter sich schaute. Nebel senkte sich auf die Baumkronen, ein leichter, feiner Regen fiel und löste sich auf, bevor er sie erreichte.

Dunkelgraues Wasser krachte gegen harten schwarzen Felsen und spritzte schaumig weiß empor, nur um unter

der Gewalt der nächsten hohen Welle wieder zu verschwinden. Das Wasser erstreckte sich endlos, eine aufgewühlte Weite, die so ganz anders war als die europäischen Strände, die sie mit Edward besucht hatte. Man konnte hier nicht im Wasser schwimmen, es sei denn, man wollte in die kalten Arme des Ozeans hinausgezogen werden, aber seine Schönheit berührte Anaheras Herz, ließ es sich schmerzhaft zusammenziehen.

Sie hätte ewig zuschauen können, würde das vielleicht auch tun, sobald sie wieder in der Hütte war. Josie hatte ihr gesagt, dass sie noch stand – und dass niemand die Fensterscheiben eingeschlagen hatte.

Vielleicht aus Respekt. Oder aus Angst.

Für manche war die Hütte ein Geisterort.

Für Josie war es der Ort, an dem Anahera und sie einst auf der Veranda gesessen und gelacht hatten, zwei Neunzehnjährige, die noch ihr ganzes Leben vor sich hatten. Ihre beste Freundin aus der Highschool war der einzige Mensch, mit dem Anahera seit ihrer Abreise aus Golden Cove den Kontakt gehalten hatte, und sie hatte Josie gesagt, sie solle sich keine Sorge um die Hütte machen und müsse nicht darauf aufpassen.

Denn Anahera würde niemals wiederkommen.

Sie wandte sich von der Klippe ab, stieg in ihren Jeep und startete den Motor.

Sie fuhr Richtung Inland, fort von den krachenden Wellen – es war nur noch ein Traumbild, das Meer,

verborgen hinter den Bäumen – und die nächsten zehn Minuten durch das Nichts. Das Schild überraschte sie. Golden Cove hatte kein Ortsschild gehabt, als sie damals fortging. Nur einen alten Gummistiefel auf einem Zaunpfahl, den Nikau Martin dorthin gestellt hatte, als sie elf waren.

Aus irgendeinem Grund hatten die Erwachsenen ihn nie heruntergenommen.

Aber jetzt war der Stiefel fort, und an seiner Stelle stand ein leuchtendes Schild mit der Aufschrift: HAERE MAI, und darunter in verschlungenen Buchstaben GOLDEN COVE, und darunter wiederum WILLKOMMEN. Sie fuhr daran vorbei, blieb dann stehen und schaute sich um. Von dieser Seite aus waren auf dem Schild die Worte HAERE RĀ zu sehen, darunter GOLDEN COVE, und darunter wiederum AUF WIEDERSEHEN.

Endlich schaffte sie es, das Unbehagen des Ungewohnten abzuschütteln. Sie fuhr weiter die leere Straße entlang.

Der Motor ihres Autos stotterte und ruckte dann.

»Wehe, du streikst jetzt«, sagte sie und schlug auf das Armaturenbrett. Aber der Jeep hatte keine Lust, auf sie zu hören. Er zischte und stotterte erneut und erstarb dann.

Anahera schaffte es noch, ihn an den Straßenrand zu lenken, stellte den Automatik-Schalter auf Parken und schaltete den Motor aus. Immerhin war das hier keine Katastrophe. Von hier aus würde sie nur zwanzig Minuten

zu Fuß bis nach Golden Cove brauchen. Sie würde ihre beiden Gepäckstücke im Kofferraum lassen – aber vielleicht auch nicht. Immerhin waren es Rollkoffer. Und es passte ja, dass das zornige Mädchen, das eine Staubwolke hinterlassen hatte, als es dieses Städtchen verließ, staubig und erschöpft von der Reise zurückkehrte.

Das Schicksal hatte wirklich Sinn für Humor.

In der Ferne war der Motor eines Autos zu hören, wurde langsam lauter. Vor all den Jahren, als sie noch nicht die kahle Leere von Neuseelands Westküste hinter sich gelassen hatte, hätte Anahera sich nichts dabei gedacht, aus dem Auto zu springen und den Lastwagen oder das Auto herbeizuwinken.

Trotz ihrer Kindheit und der kalten Dunkelheit ihres vierzehnten Sommers war sie in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass diese wilde Landschaft sicher war, denn die, die darin lebten, waren alles Leute, die sie kannte. Aber die große weite Welt hatte ihr beigebracht, dass man niemandem trauen konnte. Also blieb sie in ihrem verriegelten Fahrzeug sitzen und sah zu, wie ein großer SUV in ihrem Rückspiegel größer wurde.

Er war weiß und hatte einen Kuhfänger vorn am Kühler. Das war nicht ungewöhnlich – ungewöhnlich war das auffällige blau-gelbe Schachbrettmuster an den Seiten, ein Muster, das sie erkennen konnte, weil der SUV jetzt neben ihr stand, immerhin noch weit genug entfernt, dass sie ihre Tür hätte öffnen können, wenn sie es gemusst hätte.

Das Wort POLIZEI stand in weißen Blockbuchstaben auf blauem Grund. Seit wann, überlegte sie, brauchte Golden Cove eine Polizei? Das Städtchen war zu klein, die Einwohner hatten sich immer auf die Polizeiwache in Greymouth, der nächsten großen Stadt, verlassen, wobei »groß« hier an der Westküste ein relativer Begriff war. Die Einwohnerzahl der gesamten Küstenlinie lag ungefähr bei einunddreißigtausend, jedenfalls war es so gewesen, als sie es das letzte Mal nachgeschlagen hatte.

Sie ließ vorsichtig ihr Fenster herunter, und der andere Fahrer tat dasselbe mit seinem Beifahrerfenster, damit sie miteinander sprechen konnten. Der Mann war in den Dreißigern. Er hatte einen ausgeprägten, hart wirkenden Kiefer, und tiefe Furchen hatten sich in sein Gesicht gegraben, als hätte er Dinge gesehen, die er nicht vergessen konnte – keine guten Dinge.

Sein Haar war dunkel, seine Haut hatte die hellbraune Tönung, die es schwierig machte zu bestimmen, ob er nur von der Sonne gebräunt war oder ob er Vorfahren mit ähnlichem Erbgut hatte wie sie. Seine Augen konnte sie hinter der undurchdringlichen, dunklen Sonnenbrille nicht erkennen, aber sie nahm an, dass sie ebenso hart waren wie sein Kiefer. »Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sie bemerkte, dass er keine Uniform trug. Andererseits, wenn er wirklich in Golden Cove stationiert war, würde ihn wohl keiner der Bewohner anzeigen, weil er die Kleidungs Vorschriften brach. »Ärger mit dem Auto«,

antwortete sie. »Aber ich kann den Rest des Weges zu Fuß gehen.« Sie hatte nicht die Absicht, zu einem unbekannten Mann auf einer verlassenen Straße mitten im dunkelgrünen Urwald ins Auto zu steigen.

»Ich schau mir das mal an.« Bevor sie antworten konnte, stellte er sein Auto vor ihres und stieg aus. Sie sah sofort, dass er ein großer Mann war: breite Schultern, starke, lange Beine, ebenso starke Arme. Aber alles an ihm war hart, als hätte man alles Weiche an ihm eingeschmolzen.

Mit einem unangenehmen Druck im Magen ließ sie ihr Fenster ein wenig hochfahren, aber er trat nicht zu ihr an die Tür. Stattdessen machte er ihr ein Zeichen, sie solle die Kühlerhaube öffnen. Anahera hatte nichts zu verlieren, also kam sie der Aufforderung nach.

Er verschwand hinter der Haube, und sie versuchte, sich vorzustellen, wie es sein würde, nach all der Zeit in die Hütte zu kommen. Sie schaffte es nicht. Sie erinnerte sich nur an das letzte Bild, an den Fußboden, von dem das Blut gescheuert, und an die Leiter, die weggebracht worden war, um in einer Müllpresse zerdrückt zu werden.

Der Polizist schaute um die Haube herum. »Versuchen Sie es jetzt mal.«

Sie tat es ohne jede Hoffnung, aber der Motor sprang an. Sie rief ihm ein Danke zu, aber er lächelte nicht, löste die Stütze für die Kühlerhaube und schloss sie. Dann trat er endlich an ihr Fenster. »Sieht nicht nach einem größeren Schaden aus«, sagte er, »aber wenn Sie noch weiter an der

Westküste entlangfahren wollen, sollten Sie das Auto vorher in eine Werkstatt bringen.«

Es war ein guter Rat; die Straßen hier waren eine Herausforderung. An ihrem Zustand lag es nicht – dafür, dass sie im Nirgendwo lagen, waren sie sogar ganz gut. Aber sie waren leer. Lange Strecken, die durch nichts als Wildnis und Wasser führten; wenn man dort irgendwo eine Panne hatte, kam vielleicht erst Stunden später jemand vorbei. Und was den Handyempfang anging: Die Berge ließen kaum Funksignale durch.

»Ich fahre nach Cove«, sagte sie. »Arbeitet Peter noch in der Werkstatt?« Vielleicht hatte ihr alter Schulkamerad ja längst größere und bessere Dinge zu tun.

Der Polizist zog eine Braue hoch und nickte. »Es ist keine Urlaubssaison. Sind Sie hier, weil Sie an einem Schreibseminar mit Shane Hennessy teilnehmen wollen?«

Josie hatte Anahera von dem berühmten irischen Schriftsteller erzählt, der nach Golden Cove gezogen war. »Nein«, antwortete Anahera. »Ich komme wieder nach Hause. Noch mal danke.« Sie ließ das Fenster wieder hochfahren, bevor er sie weiter ausfragen konnte.

Aber dieser Mann ließ sich nicht so einfach abspeisen. Er klopfte höflich gegen das Glas, nachdem er seine Sonnenbrille abgenommen hatte. Zum Vorschein kamen schiefergraue Augen, so dunkel wie die Wolken, die sich am Horizont ballten.

Sie ließ ihr Fenster ein Stückchen herunter, und er sagte: »Ich fahre hinter Ihnen her, damit Sie sicher ankommen.«

»Wenn's sein muss«, erwiderte sie, ohne genau zu wissen, warum sie ihm gegenüber so feindselig war, obwohl er ihr gerade geholfen hatte.

Vielleicht lag es daran, dass sie jetzt in die Vergangenheit fuhr.

Sie startete den Motor.

Im Rückspiegel sah sie, dass sich der Polizist Zeit ließ, zurück in sein Auto zu steigen. Dann bog sie um eine Kurve, und er war fort. Aber bald erschien sein SUV wieder hinter ihr, und ihre kleine Kolonne fuhr in das Städtchen, das auf einer goldenen Illusion gegründet war.

Die ersten Siedler hatten gehofft, hier Gold zu finden, Reichtümer, eine Zukunft. Stattdessen stießen sie hier nur auf eine karge, erbarmungslose Landschaft, in der das Wasser ebenso trügerisch war wie die Felsen, von denen so viele von ihnen in den Abgrund gestürzt waren.

2

Will folgte dem unbekannten Fahrzeug die von Bäumen beschattete Straße entlang, die nach Golden Cove führte. Von hier aus konnte man nirgends anders hin.

Der selbsternannte Wirtschaftsrat des Städtchens hatte vielleicht ein paar Ortsschilder aufgestellt, aber im Winter hätten Fremde den Ort, den Will seit drei Monaten sein Zuhause nannte, trotzdem niemals gefunden. Es war daher keine Überraschung, dass er die dunkeläugige Frau mit dem lockigen schwarzen Haar und den auffälligen Wangenknochen unter der mittelbraunen Haut nicht kannte.

Ihre Haut war zwar weich, aber ihr Blick alt.

Ende zwanzig oder Anfang dreißig, nahm er an, vermutlich ein Kind Golden Coves, das sofort das Weite gesucht hatte, als es volljährig wurde, und jetzt zurückkam, um seine Eltern oder Großeltern zu besuchen. Man hätte annehmen können, dass Golden Cove eine Seniorenstadt wäre, zumal die Jüngeren eigentlich alle nur darauf warteten zu gehen – aber das war das Merkwürdige an dem Städtchen: Es schien sich seine verlorenen Kinder immer wieder zurückzuholen.

Peter Jacobs, der Werkstattbesitzer, den die Besucherin erwähnt hatte, war sechs Jahre lang Teil eines Formel-1-Teams gewesen und durch die Welt gereist, bis er wieder in Golden Cove gelandet war. Als man ihn fragte, warum er sein glamouröses Leben gegen die Familienwerkstatt, seinen alternden Vater und einen missgünstigen jüngeren Bruder eingetauscht hatte, zuckte er nur die Achseln und sagte, man habe eben irgendwann die Nase voll von Ferraris und wolle wieder am Meer wohnen.

Peter war aber erst seit einem Jahr wieder da, und die Frau im Auto hatte gefragt, ob Peter »noch« in der Werkstatt arbeite, was bedeutete, dass sie das letzte Mal vor mindestens sieben Jahren in Golden Cove gewesen sein konnte.

Will blinzelte nachdenklich: Die Frau und Peter waren vielleicht sogar gleich alt, zumindest ungefähr. Vielleicht sogar Schulkameraden. Und was, fragte er sich, ging ihn das an? Es war ja nicht so, als hätte man ihn als Detective nach Golden Cove versetzt. Er hatte vielleicht den Rang dafür, aber die Stelle als einziger Polizist der Gemeinde hatte er bekommen, weil er zu einem Problem geworden war – doch gleichzeitig zu ausgezeichnet und zu alt, um einfach gefeuert zu werden. Also hatten sie ihn auf die Weide von Golden Cove gestellt und dort vergessen.

Das war in Ordnung für Will. Bevor sie ihm diesen Job angeboten hatten, hatte er ohnehin kündigen wollen. Da er nach der Kündigung jeden beliebigen Job angenommen

hätte, fand er, dass er ebenso gut die Ein-Mann-Polizeiwache in einer riesigen, aber sehr dünn besiedelten Gegend spielen konnte.

In seinem Gebiet gab es weit mehr Bäume als Menschen.

Die meisten Leute in Golden Cove ließen ihn in Ruhe, und wenn er eingreifen musste, dann meist, um eine Kneipenprügelei oder einen Nachbarschaftsstreit zu schlichten. Gestern hatte er einen Betrunkenen mit den Handschellen an einen Stuhl fesseln müssen, bis der Mann nüchtern genug war, um nach Hause gebracht zu werden.

Will hatte kein Gefängnis.

Und bisher hatte es in Golden Cove keine Probleme gegeben, die eine formelle Anklage gerechtfertigt hätten. Im Sommer, wenn die Touristen kamen, um hier die in den letzten Jahren von der Region verstärkt beworbenen Abenteuerurlaube zu verbringen, würde er vermutlich weit mehr Probleme haben. Das war der Grund dafür, dass das Städtchen sich jetzt überhaupt einen Polizisten leistete. Die regionale Tourismusbehörde hatte beinahe der Schlag getroffen, als ein paar Touristen nachts in Golden Cove verprügelt worden waren.

Es war eben nicht gut fürs Geschäft, wenn die Urlaubsgäste Fotos von Veilchen und gebrochenen Rippen posteten statt von der kargen Landschaft, gefährlichen Bergtouren oder der lokalen Küche.

Also hatte Golden Cove jetzt Will.

Das erste kleine Häuschen tauchte auf der rechten Straßenseite auf, samt weißem Lattenzaun und robusten Wildblumen in einem hübsch gepflegten Garten. Mrs Keith saß im Schaukelstuhl auf der Veranda, ihre Leibesfülle quoll über sein weißes Holz, und ihr Gesicht war ein blasser Vollmond, umrahmt von einem toupierten schwarzen Heiligenschein. Sie hatte den Mund mit pinkfarbenem Lippenstift bemalt und hob die dicken, beringten Finger zum Gruß.

Will wusste nicht, ob die kurz angebundene Frau im Jeep zurückwinkte, aber er tat es.

Das nächste Haus stand auf der linken Seite. Es war so heruntergekommen, wie das von Mrs Keith makellos war. Von der Fassade blätterte die blaue Farbe, und ein Auto ohne Lenkrad rostete in einem Vorgarten vor sich hin, in dem das Gras wadenhoch stand. Auf der Treppe saß ein gut aussehender Mann mit einer Zigarette in der Hand und tätowierter nussbrauner Gesichtshaut, einem kompletten *tā moko*, das vielleicht traditionell war, aber Fremden oft Angst machte. Es half nicht, dass Nikau Martin immer nur zerrissene schwarze Jeans, klobige Stiefel und T-Shirts mit dem Hells-Angels-Logo darauf trug.

Jetzt gerade folgte der dunkle Blick des Mannes dem grünen Jeep.

Will blieb vor dem klapprigen Gartentor stehen.

Nikau stand auf, schlenderte herbei und sprang lässig über den Zaun. Er stützte die Arme in den offenen

Fensterrahmen von Wills SUV und sagte: »Ich hätte nie gedacht, dass ich Anahera mal wieder in der Stadt sehen würde.«

Anahera.

Will schmeckte dem Namen hinterher und konnte sich nicht recht entscheiden, ob er zu ihr passte oder nicht. Sein Māori war ein wenig eingerostet, aber er glaubte, dass der Name »Engel« bedeutete. Diese misstrauische Frau mit den wachsamen Augen war ihm gar nicht engelhaft vorgekommen. »Kennst du sie?«

»Sind zusammen zur Schule gegangen.« Nikau nahm einen Zug von seiner Zigarette und wandte den Kopf ab, damit der Rauch nicht in Wills Auto drang. »Sie ist hier mit einundzwanzig abgehauen. Ich erinnere mich genau daran, denn zwei Monate später habe ich Keira geheiratet.«

Will war sich nur allzu bewusst, dass Nikaus Ex-Frau sein wunder Punkt war, also übergang er die Bemerkung und sagte: »Weißt du, wo sie die ganze Zeit war?«

»London, hab ich gehört. Josie hatte Kontakt zu ihr.«

Will fand es schwierig, Josie und Anahera in seinem Kopf zusammenzubringen. Die Besitzerin des Cafés der Stadt war so weich, wie Anahera hart war, so Heim und Herd, wie Anahera gefährliche Stürme und sintflutartiger Regen war. »Wollen wir heute Abend ein Bierchen trinken?«

Der Mann, der sich kleidete und benahm wie ein Gangster, aber vermutlich gebildeter war als alle anderen in der Stadt, nickte. »Um acht? Ich hab da ein paar

Großstädter, die aus Greymouth kommen – sie wollen die alten Goldgräberhütten sehen.«

»Dann lass sie mal nicht in einen der Schächte fallen.«
Der andere Mann lachte, Will winkte zum Abschied und fuhr weiter.

Etwa hundert Meter hinter Nikaus Haus standen die Häuser dichter beieinander, einige in gutem Zustand, andere nicht, und eins stand weiter entfernt auf einer Anhöhe, als herrschte es über die anderen. Immerhin auf dieser Seite der unsichtbaren Trennlinie.

Dann kam das Stadtzentrum.

Es war nicht mehr ganz so winzig wie vordem, denn seit dem Boom des Abenteuerismus machten die Einheimischen das Beste aus den Adrenalinjunkies, die während der Urlaubssaison hier einfielen. Jetzt gab es die Polizeiwache, außerdem einen kleinen Supermarkt, der Lebensmittel und andere unverzichtbare Dinge sowie Souvenirs verkaufte, den Pub, der vermutlich existierte, seit der erste Goldgräber seinen Stiefel auf die Erde von Golden Cove gesetzt hatte, ein Café, eine zweistöckige Pension, eine Tierarztpraxis, ein Restaurant, das öffnete, wenn das Café schloss, und die Praxis des hiesigen Arztes – die hier alle entweder den »Operationssaal« oder »die Klinik« nannten.

Am anderen Ende der Hauptstraße stand eine Kirche mit weißem Turm, ein Outdoor-Shop war das letzte Geschäft davor. Dem Laden gegenüber waren die Feuerwehr und das

Touristenbüro. Letzteres fungierte als Ausgangspunkt für alle Reisen und Touren, die von Golden Cove aus unternommen wurden. Die Liste der Aktivitäten, die hier angeboten wurden, war lang. Aber, wie der hiesige Wirtschaftsrat betonte, nahm Golden Cove auch einen »herausragenden Platz in der Kunstszene« ein. Immerhin konnte man auf eine Töpferwerkstatt verweisen, die eine etwa fünfzigjährige Einheimische hier eröffnet hatte, nachdem sie sich in Italien einen Namen gemacht hatte.

Das war es so ziemlich.

Es gab noch ein paar andere Unternehmen, die zu Hause oder in Garagen geführt wurden, aber das hier war Golden Coves Hauptstraße. Die Post wurde regelmäßig ausgeliefert, aber die Stadt hatte kein eigenes Postamt – wenn man etwas verschicken wollte, konnte der Supermarkt Marken und Verpackungsmaterial verkaufen. Den nächsten Laden für Landwirtschaftsbedarf gab es in der Nachbarstadt.

Jetzt, da die Herbstkälte schwer in der Luft lag und die Wellen viel zu gefährlich selbst für Extrem-Surfer waren, waren in der Straße keine rostigen Touristenautos oder schmutzigen Mietwagen mehr zu sehen. Das einzige neue Fahrzeug war der dunkelgrüne Jeep. Er parkte vor dem Golden Cove Café.

3

Anahera hatte gesehen, dass der Polizist vor Nikaus Haus angehalten hatte. Sie hätte dort auch anhalten sollen. Sie und Nik waren Freunde gewesen – bevor die Entfernung, die Bitterkeit und die Trauer sie auf unterschiedliche Weise verändert hatten. Aber sie wollte nicht, dass Nikau Martin der Erste war, den sie in Golden Cove begrüßte.

Vor Josies Café stieg sie aus, schloss die Autotür hinter sich, atmete die salzige Luft ein und trat in die fröhliche Wärme eines Cafés, das so gar nicht in diese graue Landschaft voller Wolken und Nebel passte.

»Ana!«

Strahlend schlang Josie die Arme um Anahera, die sie in dem Raum beinahe übersehen hätte. Ihre Freundin war gut fünfzehn Zentimeter kleiner als sie, aber ihre geringe Körpergröße hatte die Naturgewalt namens Josephine Wilson noch nie aufhalten können. Nein, jetzt hieß sie ja Josephine Taufa. Anahera war aus Gründen, über die sie lieber nicht nachdenken wollte, weil sie zu schmerzhaft waren, nicht zu Josies Hochzeit gekommen, also schob sie das beiseite und umarmte die weiche und kurvige Gestalt der besten Freundin, die sie je gehabt hatte.

Josies harter Bauch drückte sich gegen Anaheras.

Als sie sich voneinander lösten, winkte Josie einen kleinen Jungen herbei, der an einem der Tische saß und malte. »Niam ist schon drei, kannst du dir das vorstellen?« Sie vergrub ihre Finger im dichten schwarzen Haar des Kindes. »Du kennst doch Anahera, Niam – du hast doch gesehen, wie ich auf dem Laptop mit ihr gesprochen habe.«

Der Junge hatte einen warmen braunen Hautton, den er von seinem aus Tonga stammenden Vater geerbt hatte. Er lächelte Anahera schüchtern an und rannte dann wieder zu seinem Tisch, um weiterzumalen.

»Komm, setz dich«, sagte Josie, nahm Anaheras Hand und zog sie mit sich. »Im Café ist es heute ruhig, weil das Wetter schlecht werden soll, da können wir ein bisschen plaudern.«

Anahera setzte sich mit ihr an einen Tisch am Fenster. Sie hatte keine Eile, zur Hütte zu fahren. Sie würde noch viel zu viel Zeit allein mit ihren Erinnerungen verbringen, die so dunkel und brutal waren. »Ich habe dir etwas mitgebracht«, sagte sie zu ihrer Freundin. »Es ist aber im Koffer.«

»Du bist das Geschenk, Ana.« Josies Stimme war so warm und sanft wie immer. »Ich freue mich so, dass du wieder zu Hause bist.«

Zu Hause.

So ein belasteter Begriff.

Nalini

Über Nalini Singh

Auf Fidschi geboren, wuchs Nalini Singh in Neuseeland auf. Sie wurde zunächst Rechtsanwältin und verbrachte mehrere Jahre in Japan, von wo aus sie ganz Asien bereiste. Sie arbeitete als Bibliothekarin, Bankangestellte und Englischlehrerin, bevor sie 2002 ihr erstes Buch erfolgreich verkaufte. Mittlerweile stehen ihre Bücher in vielen Ländern regelmäßig auf den Bestsellerlisten. Nalini Singh lebt und arbeitet heute wieder in Neuseeland.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel »A Madness of Sunshine« bei Berkeley, New York.

© 2019 Nalini Singh

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Christoph Hardebusch

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: PixxWerk, München, unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-45753-5

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird